

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 26 (2000)

Heft: 3

Artikel: Interpretative Soziologien in der Schweiz

Autor: Eberle, Thomas S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-814799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

INTERPRETATIVE SOZIOLOGIEN IN DER SCHWEIZ

„Die“ interpretative Soziologie – so gängig der Ausdruck ist – gibt es längst nicht mehr. „Das“ interpretative Paradigma hat sich ausdifferenziert, so dass die Pluralform treffender ist. Trotzdem haben die „interpretativen Soziologien“ einen gemeinsamen Nenner: Sie stellen die sinnhafte Vorinterpretiertheit der sozialen Welt methodologisch in Rechnung; primäre Aufgabe der Soziologie ist daher das Verstehen des Sozialen. Verstehen ist stets Rekonstruktion von Sinn; wo es anzusetzen hat – ob bei sozialen Handlungen oder komplexeren Gebilden –, war bereits zur Zeit Webers umstritten. Und ob Handlungsverständen die subjektiven Intentionen mit umfassen oder diese lediglich als soziale Zuschreibungen behandeln soll, ist unter den einzelnen Ansätzen noch heute strittig. Wie auch die implizierte Frage, ob der Rekurs aufs subjektive Bewusstsein der Akteure für eine soziologische Theorie sinnvoll sei oder nicht. Die unterschiedlichen theoretischen und methodologischen Prämissen der einzelnen interpretativen Ansätze und der von ihnen propagierten methodischen Vorgehensweisen haben in den letzten zwei Jahrzehnten nicht nur zu anhaltenden Debatten geführt, die methodologischen Reflexionen drohten teilweise auch völlig dominant zu werden und materiale Untersuchungen in den Hintergrund zu drängen.

Die Vitalität der interpretativen Soziologien kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese in der forschungspolitischen Landschaft ein Schattendasein fristen. Die in ihrem Schoss entwickelten qualitativen Analysen und Verfahren haben zwar zunehmend an Ansehen gewonnen. Was die Verteilung der Forschungsgelder des Nationalfonds und der öffentlichen Hand anbelangt, sind sie in der Schweiz jedoch nach wie vor marginal. Ein entscheidender Grund dafür ist zweifellos, dass sie zwar auf Mittelbau-Ebene stark verbreitet, auf Professor(inn)en-Ebene jedoch schlecht verankert sind. Und bei Neubesetzungen von Professuren scheint der Wille immer wieder zu fehlen, diesbezüglich neue Akzente zu setzen. Etablierte Institutionen reproduzieren sich bekanntlich selbst.

Der Wissenschaftspolitische Rat für die Sozialwissenschaften (WRS) der Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) hat diese Problemlage erkannt und bereitet derzeit eine wissenschaftspolitische Initiative vor, um die qualitativen Methoden in der sozialwissenschaftlichen Landschaft der Schweiz nachhaltig zu fördern. Was die Schweizerische Gesellschaft für Soziologie (SGS) betrifft, wurde Ende 1997 von Soziologinnen und Soziologen der Universitäten St. Gallen, Bern, Fribourg und Lausanne ein Forschungskomitee für Interpretative Sozialforschung gegründet, das sich 1998 in St. Gallen konstituierte und 1999 in Zusammenarbeit mit dem Vorstand den

Kongress „Interpretative Soziologien“ an der Universität Fribourg organisierte. Das Teilnehmer(innen)interesse war sowohl in Bezug auf das Forschungskomitee wie in Bezug auf den Kongress beträchtlich, national wie international.

Das vorliegende Themenheft unserer Zeitschrift ist eine dritte Initiative in dieser Richtung; wir danken dem Chefredaktor Beat Fux für seine Bereitschaft, dies zu ermöglichen. Entsprechend der dreisprachigen Ausrichtung der Zeitschrift geben die ersten drei Artikel in der jeweiligen Landessprache einen Überblick über den Stand der Diskussion in Deutschland, Frankreich und Grossbritannien. Alle drei Autoren – Hitzler, Ogien und Watson – hatten dieselbe Zielvorgabe; wie unterschiedlich die Form ist, in der sie diese realisierten, ist bereits per se instruktiv. Anschliessend folgen sieben Forschungsarbeiten aus der Schweiz, die einen Eindruck von der interpretativen Szene des Landes vermitteln sollen. Wir haben vor allem jüngere Forscherinnen und Forscher und Angehörige des Mittelbaus zu Wort kommen lassen. Um eine weitere Runde von methodologischen Erörterungen zu vermeiden, stellten wir die Bedingung, dass all diese Arbeiten eine Analyse von konkretem Datenmaterial enthalten und einen klaren theoretischen Bezug aufweisen müssen.

Sämtliche der hier vorgestellten Forschungsarbeiten wenden qualitative Verfahren an: Diskursanalyse (Mottier), Kategorien- und Aussagenanalyse (Terzi), ethnomethodologisch-praxeologische Analyse (Gonzales), interaktionell-linguistische und Konversationsanalyse (Mondada), Fallanalyse eines Lebens-(ver)laufs (Schmeiser), Deutungsmusteranalyse (Streckeisen) und Ethnographie (Maeder). Die Präferenz interpretativer Soziologinnen und Soziologen für qualitative Verfahren hängt mit ihrer Sensibilität für Sinnmodifikationen zusammen: Wer Sinnzusammenhänge rekonstruiert, muss theoretisch wie methodologisch in Rechnung stellen, dass Sinn stets lokal, inkrementell und oft interaktiv konstruiert wird. Entsprechend zurückhaltend sind Vertreterinnen und Vertreter interpretativer Ansätze mit Generalisierungen und Kausalkonstruktionen. Sind die Sinnzusammenhänge nicht adäquat erfasst, sind auch die konstruierten Kausalzusammenhänge inadäquat.

Es wäre aber völlig falsch, interpretative Soziologien mit qualitativen Methoden gleichzusetzen. Denn die Entgegensetzung quantitativer und qualitativer Verfahren ist irreführend. Soziologie braucht beides, auch wenn sie sich als interpretative versteht. Zum einen hat jede quantitative Erhebung eine qualitative Basis, und jede qualitative Analyse hat es mit einer quantitativen Menge von Daten und Fällen zu tun. Zum andern sind quantitative und qualitative Analysen oft komplementär. Um dies an einem Beispiel zu illustrieren: Die Geschlechtersoziologie erhebt mit quantitativen Verfahren die Häufigkeitsverteilungen von Männern und Frauen an verschiedenen sozialen Orten in der Gesellschaft; mit qualitativen Verfahren untersucht sie, wie Geschlechterbe-

ziehungen in spezifischen sozialen Kontexten konstruiert werden, was für Handlungsprobleme sich daraus für die beteiligten Akteure ergeben und mit welchen Praktiken diese zu bewältigen versucht werden (und mit welchem Erfolg). Je nach Fragestellung sind quantitative oder qualitative Methoden besser geeignet; Soziologie darf sich nicht auf das Eine beschränken.

Die Frontstellung zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren ist unfruchtbare. Entscheidend ist vielmehr das zugrundeliegende wissenschaftstheoretische Selbstverständnis. Der eigentliche Graben liegt zwischen einer interpretativen und einer szientifischen Wissenschaftsauffassung. Operiert man wie die analytische Wissenschaftstheorie mit einem naiven Realismus, einer Abbildtheorie der Sprache und einem Glauben an die Entdeckbarkeit sozialwissenschaftlicher Gesetzmässigkeiten, wird man sich aufs Testen von Hypothesen konzentrieren, um Prognosen für zukünftiges Sozialverhalten abzuleiten. In einem solchen Kontext bekommen sowohl quantitative wie qualitative Verfahren einen andern Sinn. Der Unterschied zwischen interpretativen Soziologien und der szientifischen Soziologie kann mit den Weberschen Begriffen der Sinnadäquanz und Kausaladäquanz treffend auf den Punkt gebracht werden: Interpretative Soziologien streben vor allem nach Sinnadäquanz, oft auf Kosten der Kausaladäquanz, während die szientifische Soziologie vor allem nach Kausaladäquanz strebt und dabei erhebliche Defizite an Sinnadäquanz in Kauf nimmt.

Inzwischen gibt es allerdings immer mehr quantitative Soziolog(inn)en, die sich der sinnhaften Vorinterpretiertheit der sozialen Welt sehr wohl bewusst sind und sie bei der Herstellung zahlenmässiger Konstruktionen systematisch in Rechnung stellen. Denn zählen kann man nur, was zuvor schon sinnhaft interpretiert wurde. Vor Beginn des Zählens müssen m. a. W. bereits zahlreiche Entscheide darüber gefällt werden, auf welche Weise soziale Phänomene konstruiert und zuzählbaren Sinneinheiten transformiert werden sowie welche Verfahren für ihre Messung geeignet erscheinen. Ein anschauliches Beispiel für diese Problematik liefert im vorliegenden Heft der Beitrag von Christoph Maeder: Wenn man in Spitälern die Pflegeleistungen quantitativ erfassen will, macht es einen entscheidenden Unterschied, ob man das Tätigkeitsspektrum des Pflegepersonals in vorgefertigten, berufsfremden Kategorien „abbildet“ oder ob man es zuerst ethnographisch erforscht. Eine ethnographische Studie der Arbeit des Pflegepersonals fördert dessen spezifische Relevanzstrukturen zutage und erlaubt, für das quantitative Messinstrument möglichst sinnadäquate Kategorien zu bilden. Statt auf der Grundlage einer ethnographischen Untersuchung hätte die Arbeit des Pflegepersonals auch mit berufsfremden Kategorien typisiert werden können, z. B. mit den analytischen Kategorien aus der Arbeitswissenschaft – ein Vorgehen, das unter Arbeitswissenschaftlern und Unternehmensberatern sehr verbreitet ist. Die ethnographische Analyse zeigt in-

des, dass die Semantik dieser analytischen Kategorien völlig an der lokalen Sinnkonstruktion der Pflegenden vorbeiläuft. Mit solchen berufsfremden Kategorien wäre die Arbeit des Pflegepersonals nur scheinbar besser mit anderen beruflichen Arbeiten „vergleichbar“ geworden: auf der Basis oberflächlich „gleicher“ Kategorien nämlich, doch völlig auf Kosten ihrer Sinnadäquanz. Die ethnographischen Forschungsresultate bilden den anhaltenden Referenzpunkt, um die Messresultate dieses Instruments der Leistungserfassung richtig zu deuten. Sie machen darüber hinaus deutlich, welche (wichtigen) Pflegeleistungen durch dieses Instrument nicht erfasst werden, weil sie nicht in Zahlen abbildbar sind – obwohl gerade sie zum Kern dieser Berufsaarbeit gehören (z. B. safety work, comfort work, sentimental work). Die Ethnographie der Pflegearbeit erlaubt damit auch, der dekontextualisierten Interpretation und damit der Reifikation der Messresultate dieses Managementinstruments einen Riegel zu schieben.

Jeder Forschungsbericht, der sich lediglich auf die Darstellung der formalen Methoden beschränkt und die involvierten Common-sense-Operationen nicht auf der Ebene der Resultate mitreflektiert, verdeckt – wie Cicourel schon 1964 gezeigt hat – die eine „Hälfte“ der applizierten Verfahren und verhindert damit *de facto* die intersubjektive Überprüfbarkeit. Quantitative Soziolog(inn)en, die interpretativ verfahren, reflektieren auch auf der Ebene zahlenmäßig konstruierter Resultate den konstruktiven Charakter ihrer Verfahren und der darin implizierten Common-sense-Annahmen mit und sind entsprechend vorsichtig mit der Proklamation „ein-deutiger“ Kausalzusammenhänge. Forschungsresultate können nur dann einigermassen sinnadäquat interpretiert werden, wenn es jederzeit möglich ist, auf die originären lebensweltlichen Sinnzusammenhänge, die in zahlenmäßige Formen übersetzt wurden, zurückzugreifen. Wird dies gewährleistet, sind quantitativ und qualitativ verfahrende Ansätze in einem echten Sinne kompatibel.

Dieses thematische Heft ist also kein Band über qualitative Forschungsansätze, sondern über interpretative Soziologien. Dass die hier versammelten Forschungsarbeiten primär mit qualitativen Methoden arbeiten, darf nicht zum Fehlschluss verleiten, interpretative Soziologien würden sich auf qualitative Verfahren beschränken. Ein Projekt für die Zukunft muss daher sein, interpretative Ansätze vorzustellen, die mit quantitativen Methoden arbeiten.

Thomas S. Eberle